

MODE UND HEIM

Darf es das noch geben:

Einsame, unbefriedigte Frauen?

Jede Frau kann tätig für die Volksgemeinschaft mitarbeiten!

„Es mag einer tätig sein, wo immer — er soll und darf nie vergessen, daß sein Volksgenosse, der genau wie er seine Pflicht erfüllt, unentbehrlich ist, daß die Nation nicht besteht durch die Arbeit einer Regierung, einer bestimmten Klasse oder durch das Werk ihrer Intelligenz, sondern sie nur lebt durch die gemeinsame Arbeit aller!“

Dieses Wort Adolf Hitlers sollte uns immer gegenwärtig sein. Es steht mit Selbstverständlichkeit voraus, daß der deutsche Mann, die deutsche Frau „tätig“ sind. Muß es nicht auch gerade jenen Frauen zu denken geben — und es gibt deren noch sehr viele! — die sich auch jetzt noch „unbefriedigt“ und „einsam“ fühlen? Frauen, die da meinen, keinen Lebenszweck mehr zu haben, die sich verbittert und eigenbrütlich oder traurig in ihre Einsamkeit vergraben. Sie haben ihre Stellung in der großen deutschen Volksgemeinschaft noch nicht erkannt. Sie haben es noch nicht gespürt, daß der große, gewaltige Aufbau des Reiches sich vollzieht „durch die gemeinsame Arbeit aller“. Und sie wissen darum nicht, daß sie ihre eigene Leistungskraft diesem gemeinsamen Werk des Volkes entziehen. Und dabei wartet Arbeit in Hülle und Fülle! Dabei bietet sich täglich die Möglichkeit, kleine und große Werte zu schaffen, die im großen Mosaik des Erneuerungswerkes wichtig sein können!

„Ehrenarbeit“ der Frauen

Die kinderreiche Mutter, die vielbeschäftigte Hausfrau, wird zu jenen Frauen nicht gehören. Ihre Kräfte wirken in ihrem Familienkreis, ihre Hilfsmöglichkeiten im Rahmen des Winterhilfswerkes müssen sich oft auf den Winterpfennig, den Eintopf, die Kleidersammlung und mancherlei Kleinigkeiten beschränken, die gemeinsam einen wichtigen Bestandteil des Hilfswerkes darstellen. Der Frau aber, dem jungen Mädchen, die über mehr Freizeit verfügen, bieten sich reichere Möglichkeiten. Das Winterhilfswerk braucht freiwillig helfende, zapackende Hände ohne Zahl für die Prüfung und Sichtung seiner Sammlungen, für allgemeine Organisation, für Weiterleitung der Pfundpfenden, für die Näh- und Kochstuben, für die zahllosen Stellen, die im Rahmen des gewaltigen Opferwerkes geschaffen wurden.

Der Freitisch macht Freude

All die Frauen, die es als bitteres Los empfinden, allein leben zu müssen, können ihr kleines Heim im Umfassen mit Leben und Freude erfüllen. Wie lästig und überflüssig schien es, für sich allein Mahlzeiten zuzubereiten! Nun, da ein-, zwei-, dreimal in der Woche ein bedürftiges Kind als kleiner Gast am Tisch sitzt, macht selbst das Kochen wieder Freude, die Auswahl leckerer, nahrhafter Gerichte, die schmackhafte Zubereitung! Und leuchtende Blicke, vergnügtes Geklapper und frohes Wiederkommen — ist das nicht Freude und Glück? Vielleicht entwickelt sich aus der Bekanntschaft mit dem „Freitischkind“ eine Freundschaft zu deren Eltern und Geschwistern. Möglicherweise wird sogar noch ein richtiges „Patentkind“ daraus, für dessen Wohlfahrt zu sorgen das Leben einer Frau wirklich ausfüllen kann. Und eine kinderreiche, sorgenerfüllte Mutter atmet auf...

Opfer bringen, heißt helfen mit Herz!

Herzugeben, was entbehrlich ist, das allein bedeutet noch nicht opfern, das allein gibt der Gabe noch nicht den persönlichen Wert, den das echte Opfer trägt. Sich selbst Entbehrungen auferlegen, um anderen zu helfen, bringt die tiefinnerliche Befriedigung, die allen echten Frauen Lebensnotwendigkeit bedeutet. Das Dasein der

Frau besteht im allgemeinen aus einer Kette von Opfern. Glückselig diejenige, die diesen Opfern den höchsten Sinn zu geben vermag: Opfer für die Volksgemeinschaft! Der Appell, zu helfen, wird also vor all diesen Frauen nicht ungehört verhallen. Frauen, gemeinvoll verbunden mit der Natur und allem, was darin lebt und leidet, fühlen ihre Kräfte wachsen und erstarren, wenn es gilt, dieses Leid zu mildern, die Not zu lindern. Und wenn für die Frau und Mutter in ihrem Familienkreis die Gelegenheit geboten ist, legendärsch zu wirken, so bietet sich der vermeintlich „einsamen“ Frau, die „niemand braucht“, die Möglichkeit, für den noch größeren Kreis zu schaffen! Helfen mit Herz ist keine Kunst! Ein wenig Überwindung und Zurücksetzung der eigenen Interessen und persönlichen Wünsche, eine Vertiefung in Leid und Schicksal der anderen, ein starkes Gemeinschaftsgefühl mit allen Volksgenossen — und die Wege eröffnen sich von selbst!

Der Damentasche mit nützlichem Hintergrund

Es ist so viel, besonders von männlicher Seite her, über die Zusammentünfte der Frauen, die vielgelästerten „Damentaschen“, gelächelt worden. Heute ist die Möglichkeit gegeben, dem geselligen Zusammensein eine besondere Note zu verleihen: Man häkelt, strickt, näht für das Winterhilfswerk! Und wenn die von Fleiß erfüllten Nachmittage und Abende noch durch Vorlesungen aus wertvollen Büchern, die Bezug auf die Gegenwart haben, durch gute musikalische Darbietungen — mit denen unbeschäftigten Künstlern geholfen wird — belebt werden, so ist damit eine neue, sinnvolle Form weiblicher Geselligkeit gefunden, der auch der Mann eine Anerkennung nicht versagen wird.

In der Freude an der gemeinsamen Arbeit

werden sich viele, einst vereinsamte Frauen finden. Gelegenheit bietet die Freizeit, wie wir sehen, in hohem Maße. Und alle dürfen dann mit Stolz auf sich das höchste Lob beziehen, das der deutsche Frau ausgesprochen wurde, als Adolf Hitler auf dem Reichsparteitag erklärte, daß ohne die Mithilfe der deutschen Frau das Gelingen eines ungeheuren Aufbauwerkes nicht möglich gewesen wäre und seine Vollendung nicht möglich sein wird!

Was tun Sie, wenn...

wenn Porzellanpfaffen arg verstaubt sind? Man wäscht sie in Soda- und Seifenwasser und verwendet zur Reinigung der kleinen Vertiefungen, wenn die Bürste nicht ausreicht, ein zugespitztes Streichholz, das mit Watte umwickelt und in Salzsäure getaucht wurde.

wenn gepreßte Glasfächer blank werden wollen? Man feilt und bürstet sie gut in Wasser, dem ein wenig Salmiak zugesetzt wurde.

wenn Holzbrettchen sich verzogen haben? Man legt sie zwischen nasse Tücher und beschwert sie mit starken Bügelbolzen oder anderen schweren Gegenständen, bis sie wieder die glatte, gerade Form angenommen haben.

wenn Nickelgeschirr oder Besteckgerät abgestoßen und unansehnlich wurde? Man läßt es am besten in einer Galvanisieranstalt überziehen, eine kleine, nicht sehr kostspielige Reparatur.

wenn Emailleimer undicht wurden? Man reinigt und trocknet sie sorgfältig, dann streicht man sie mit feinem Zementbrei aus, sie halten dann wieder gut.

Schwedter Familienblatt

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage

zum

Schwedter Tageblatt

Nummer 1



Sonnabend, den 4. Januar 1936



(18)

(Fortsetzung.)

Erstaunt sah Surbourn auf den Monteur, der mit einem bescheidenen Gruß hereinkam. Aber noch erstaunter war er, als nun die Tür sich hinter dem Diener geschlossen hatte, der Monteur mit Mac Leans Stimme sagte:

„Guten Tag, Direktor! Nun, wo haben Sie meine Kiste?“

Surbourn sah Mac Lean geradezu ehrfürchtig an. „Also grobartig, Mac Lean! Wenn ich Ihre Stimme nicht kennen würde, ich hätte geschworen, ich hätte Sie noch nie gesehen.“

„Na, dann ist es ja recht.“

Mac Lean setzte sich hin.

„Na, das ist ja ein dickes Buch geworden“, sagte er. „Herrgott, was die Leute in London so zusammen Telegraphieren! Unheimlich!“

Und dann prüfte er aufmerksam all die Namen. An einer Stelle hielt er inne.

„Haben Sie es?“ fragte Surbourn. Die geheimnisvolle Sache Mac Leans begann ihn zu interessieren.

„Vielleicht!“ Mac Lean war auf einmal sehr lakonisch. „Sagen Sie, Direktor, haben Sie vielleicht ein neues Kurzbuch hier?“

„Natürlich — hier bitte! Liegt immer griffbereit auf meinem Schreibtisch. Ich muß ja sehr oft zu Inspektionsreisen in die Provinz.“

Mac Lean blätterte.

„Ach, hier haben wir es ja!“

Mac Lean stand eilig auf.

„Ich danke Ihnen vielmals, Direktor. Ich habe keinen Augenblick zu versäumen, wenn ich heute noch erreichen will, was ich mir vorgenommen habe.“

Neuntes Kapitel.

An dem Fahrtenschalter, an dem man die Fahrtarten in Richtung Lomington erhielt, war wenig Betrieb. Lomington war ein kleines Nest. Offenbar fuhren wenig Leute von dort nach London und wieder zurück. Ein Monteur ging langsam durch die Halle des kleinen Vorortbahnhofes. Er schien noch Zeit zu haben, denn er musterte langsam und gemächlich die aufgehängten Fahrpläne sowie die wenigen Reisenden, die jetzt die Halle

durchquerten. Dann setzte er sich auf eine Bank, die dem Fahrtenschalter benachbart war.

„Nach Lomington“, hörte er eine Frau sagen, dann einen Mann eine Karte nach einem andern Ort verlangen. Endlich kam ein junges Mädchen. Man sah ihr die Kleinstädterin an.

„Ein Bilet nach Lomington“, sagte sie und trante unständlich den Betrag aus ihrem abgeschabten braunen Portemonnaie.

„Wann geht denn der Zug nach Lomington, Fräulein?“ fragte der Monteur und zog höflich die Mütze von dem Kopf.

„In einer Viertelstunde“, sagte das Mädchen. Dann rief sie aufgeregt: „O Gott, o Gott, da muß ich mich ja beeilen.“

„Aber warum denn, Fräulein? Da haben Sie ja noch lange Zeit.“

Aber das junge, aufgeregte Mädchen hörte gar nicht. Sie steckte ihr Portemonnaie in ihre Handtasche zurück, ergriff einen kleinen Koffer, den sie abgestellt hatte, und rannte davon.

Der Monteur schaute sich einen Augenblick schnell nach rechts und links um. Niemand war mehr in der Halle. Er war offenbar der Letzte.

„Ein Bilet nach Lomington bitte!“ sagte er zu dem Schalterbedienten. Dann ging er gemächlich dem Bahnsteig zu.

Der Totalszug nach Lomington war schwach besetzt. Es war schon Abend. In dem knapp besetzten Abteil saßen nur ein paar Leute, die offenbar in einem der kleinen Orte rechts oder links beheimatet waren, ferner ein paar Landleute und kleine Reisende. Der Monteur schlenderte langsam auf dem Bahnsteig hin und her. Er schaute unauffällig in die verschiedenen Abteile und konnte sich offenbar nicht recht entschließen, wo er einsteigen sollte. Da sah er an dem Fenster des einen Abteils das junge Mädchen von vorhin sitzen. Lächelnd zog er wieder seine Mütze und stieg dann elastisch die zwei Stufen hinauf: „Ist es erlaubt, Miß?“ sagte er und stellte seinen Monteurkasten in die Ecke.

„O bitte!“ Das junge Mädchen rückte ein wenig zur Seite. „Hier ist ja Platz. Ich hatte nur Angst, der Zug würde mir fortfahren!“

„Nein, nein, Miß, der wartet, bis wir da sind. Nicht viel Verzeir hier auf der Strecke — nicht wahr?“

„Ach nein, das sind ja auch alles hier nur kleine Nester in der Umgegend. Wer soll da wohl schon hinfahren? Ja, London — das ist doch was anderes...“

Ihre hübschen braunen Augen bekamen einen sehnsüchtigen Schimmer.

„Sind Sie so gern in London, Miß?“ lächelte der Monteur.

„Ach, schrecklich gern. Ich finde London so schön. Ich wollte, ich könnte immer dort sein.“

„Na, und warum können Sie denn das nicht?“
 „Aber ich habe doch meine Eltern in Lomington“,
 lachte das junge Mädchen.
 „Nun ja, nun ja! Aber wer so hübsch und reizend ist
 wie Sie, Miß, der wird ja schließlich nicht ewig bei den
 Eltern hocken. Der wird ja mal heiraten. Haben Sie
 vielleicht schon einen Bräutigam?“
 Die Kleine wurde dunkelrot, schüttelte den Kopf.
 „Also Sie haben noch keinen — das ist aber neu!“
 „Wieso neu?“
 Sie blickte unter der gesenkten Stirn halb schen, halb
 tofoll zu ihm auf.
 „Na, weil ich das eben nett finde. Und wissen Sie,
 wenn ich Sie wäre, so würde ich einmal nur einen Mann
 heiraten, der aus London stammt.“
 „Sind Sie aus London?“ fragte die Kleine schnell und
 wurde im gleichen Augenblick feuerrot. Sie merkte wohl,
 was sie unbeabsichtigt mit dieser Frage gezeigt hatte.
 „Zawohl, Miß, ich bin aus London. Und sehen Sie,
 das freut mich sehr besonders. Ich möchte nämlich mal
 eine Frau heiraten, die nicht aus London ist. Die Lon-
 doner Girls, die sind mir zu verputzt und zu anspruchsvoll!
 Aber so ein nettes junges Mädchen aus einer kleinen
 Stadt — das wäre doch so etwas. Na, und wenn's run
 eine wäre, die gerade auf London veressen ist, das wäre
 herrlich.“
 Und damit rückte er ein bißchen näher.
 Die Kleine atmete schneller. Sie schien sehr verlegen,
 brang auf, stellte sich ans Fenster.
 „Ich möchte bloß mal sehen, ob nicht dort jemand aus
 Lomington mitfährt.“
 In diesem Augenblick hörte man die letzte Tür an
 einem der Abteile zuschlagen. Der Stationsbeamte hob
 die Scheibe. Ein leises Klischen von der Lokomotive —
 ein Ruck — der Zug begann sich in Bewegung zu setzen
 und fuhr an.
 „Na, sehen Sie, Miß, da ist keiner mehr gekommen.“
 „Hält' mir auch richtig leid getan, wenn unsere Unter-
 haltung gestört worden wäre. Ist wohl ein sehr kleiner
 Ort, dies Lomington?“
 „Sehr klein“, sagte das junge Mädchen. „Im Sommer
 ist ja manchmal was los — da sind oft ein paar Sommer-
 gäste da zum Angeln oder zum Golfspielen.“
 „Sind denn sonst Schenswürdigkeiten dort, Miß?
 Dann würde ich sie gern einmal anschauen. Ich habe in
 der Nähe, in Middleford, zu tun.“
 „Ach, das liegt ja in der Mitte zwischen Haringote
 und Lomington“, unterbrach die Kleine den Monteur
 schnell.
 „Ja, genau in der Mitte, Miß. Ich habe es mir auf
 der Karte angesehen. Und ich weiß nun eigentlich nicht
 recht: Soll ich in Haringote Wohnung nehmen oder in
 Lomington?“
 „Ach, dann wohnen Sie doch bei uns“, sagte die Klein-
 und warf ihm einen warmen Blick zu. „Mein Vater hat
 nämlich ein Gasthaus in Lomington. Sie würden bei
 uns gut unterkommen. Und teuer sind wir auch nicht.
 Das heißt, wenn Sie vielleicht lieber woanders wohnen
 wollen...“
 „Aber wo denken Sie hin, Miß! Selbstverständlich
 wohne ich bei Ihrem Vater. Das ist ein nettes Zu-
 sammentreffen.“
 Er griff nach ihrer Hand und drückte sie herzlich.
 „Und wissen Sie was? Am Sonntag, wenn ich nicht
 arbeite, da machen wir beide zusammen einen Ausflug.“
 Die Kleine lachte:
 „Sie sind aber schnell, Mister, Mister...“
 „Ach, entschuldigen Sie, Miß. Ich habe mich Ihnen
 ne- gar nicht vorgestellt. Ich heiße Harrison — Archie
 Harrison...“
 „Ein hübscher Name, Archie!“ meinte die Kleine.
 „Das ist aber nett von meiner Mutter, daß sie mir
 einen Namen daneben hat, der Ihnen gefällt, Miß.“

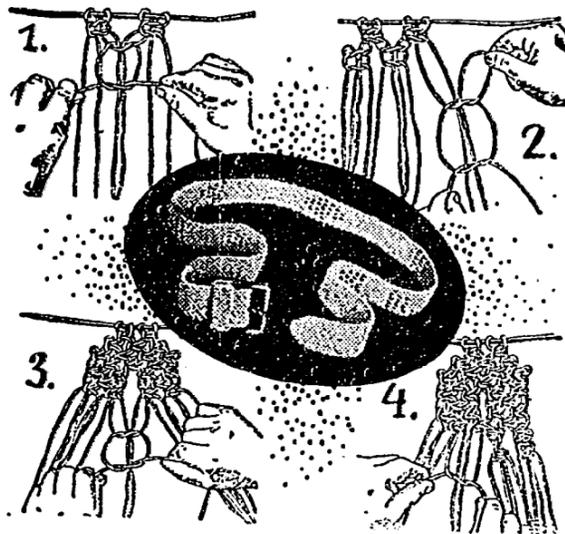
Er lachte sie fröhlich an. „Aber nun seien Sie lieb
 und sagen Sie mir, wie Sie heißen.“
 „Kate Both heiße ich, Mister Archie!“
 „Kate Both!“ Er sagte es vor sich hin. Es war wie ein
 Streicheln in seiner Stimme. Und das junge Ding fühlte
 es wohl.
 „Na, das wird schön werden, Fräulein Kate, wenn wir
 beide miteinander am Sonntag losziehen. Sagen Sie,
 welche Herrlichkeiten in der Umgegend Ihres kleinen
 Lomington werden Sie mir wohl zeigen?“
 „Ach, da können wir erst einmal in die Forrey Hills“,
 meinte Kate überlegend. „Da ist sehr schöner Wald. Da ist
 auch ein großer Tierpark von dem Herzog von Durshire.
 Schade, daß man jetzt nicht mehr Black Castle besuchen
 kann.“
 „Black Castle? Was ist denn das?“
 „Ach, das ist ein kleines Schloß am Ende von Forrey
 Hills. Es gehörte früher dem Herzog von Durshire. Es
 wurde bei größeren Jagden zur Übernachtung benutzt.
 Seitdem der alte Herzog gestorben und der junge drüben
 in Amerika verheiratet ist, werden hier keine Jagden
 mehr abgehalten. Das kleine Schloß ist verkauft worden.“
 „Nun, und wenn es verkauft worden ist, kann man es
 doch besichtigen.“
 „Nein, eben nicht mehr. Es haben schon sehr viele
 Fremde versucht. Denn es hat sehr wertvolle Bilder und
 wertvolles Porzellan aus der Zeit der Queen Anne. Aber
 der jetzige Besitzer hat jeden Versuch streng verboten.“
 „Wem gehört denn Black Castle jetzt?“
 „Ja, das wissen wir alle in Lomington eigentlich
 nicht. Es soll ein reicher Ausländer sein, dem das Schloß
 gehört. Er hat nur einen Verwalter drin sitzen, der aber
 niemals ins Dorf kommt und sich ganz für sich hält. Unter
 uns gesagt — sie sprach ganz leise, ihre fröhlichen Augen
 bekamen etwas Erschrockenes — „es soll irgend etwas in
 Black Castle nicht ganz geheuer sein.“
 Der Monteur lachte.
 „Aber, Miß Kate, nun erzählen Sie mir noch, daß es
 dort spukt — und dann ist alles richtig. Ich bitte Sie,
 nicht gehener?! In unserer Zeit! Haben die sich da am
 Ende eine Art Schloßgepenst konserviert. Da muß ich
 doch lachen.“
 „Lachen Sie lieber nicht!“ jagte das Mädchen ängstlich.
 „Was Genaueres weiß ich nicht. Aber Landleute, die ein-
 mal spät am Abend von einer Hochzeit aus Haringote
 vorbeigekommen sind, die haben gesagt, in dem Turm von
 Black Castle, da ginge ein Geist um. Sie hätten ein weißes
 Gepenst gesehen, ganz deutlich, und Schreie gehört. —
 Fürchterlich!“ Sie schauerte zusammen. „Nein, nein, das
 sage ich Ihnen, Mister Archie, um Black Castle macht jeder
 einen großen Bogen. Und Sie müssen mir versprechen,
 daß Sie nicht etwa versuchen werden, dort hinzugehen. Ein
 Vursche aus dem Dorf hat es einmal versucht. Der soll
 nachts am Turm hochgeklüppert sein — er wollte das Ge-
 penst sehen, hatte er gesagt.“
 „Und hat er's gesehen?“ fragte der Monteur inter-
 essiert.
 „Das Mädchen schauerte wieder zusammen.
 „Das weiß keiner.“
 „Na, warum denn nicht? Hat er es nicht erzählt?“
 Kate schüttelte den Kopf.
 „Der konnte nichts mehr erzählen, Herr Archie, der
 ist nämlich nicht wiedergekommen. Den haben sie mit
 gebrochenem Genick im Graben von Black Castle gefunden.
 Ich bitte Sie, Herr Archie, gehen Sie gar nicht hin! Es
 täte mir zu leid, wenn Sie...“
 Sie sprach nicht weiter, aber ihre angstvollen Augen
 jagten, was sie dachte.
 Der Monteur nahm die kleine, warme Hand des
 Mädchens.
 „Haben Sie keine Angst, Miß Kate, mir passiert nichts.
 Unkraut vergeht nicht.“
 Und damit lenkte er das Gespräch von dem Thema ab.

„Aber jetzt braucht er doch nicht zu frieren, nachdem ich
 ihm ein so warmes Bett gemacht habe?“
 Und nun zeigte er Mutti, wie schön er ihn in dem
 Kappkasten unter dem Bett eingepackt hatte.
 Mutti standen die Tränen in den Augen. Sie be-
 wunderte mit Ehen zusammen den lieben Heiland im
 Perlenkranz. Nach und nach erzählte sie Ehen, daß der
 kleine Garten nicht ein gewöhnlicher Garten sei, sondern
 ein Grab auf dem Friedhof, und daß die Menschen den
 Heiland dort hingelegt hatten zum Schmutz und zum An-
 denken an einen Verstorbenen.
 Der kleine Ehen konnte dieses gar nicht verstehen.
 Die Erklärung, daß er und Mutti den lieben Heiland
 wieder auf das Grab bringen müßten, begriff er einfach
 nicht.
 „Aber Mutti, dann muß der Heiland wieder frieren!
 Stehst du nicht, daß es heute geschneit hat? Nein, Mutti,
 wir können es nicht tun!“
 Die ganze kleine Seele verkrampfte sich in Schmerz
 und Verzweiflung, und er konnte nicht verstehen, daß die
 großen Leute so grausam seien.
 Fast einander Hand in Hand fassend, gingen Mutti
 und Ehen am frühen Morgen durch den frischen Schnee
 zum Garten mit den offenen Toren.
 Schwer war es, Ehen davon zu überzeugen, daß er
 wohl doch den Heiland zurückbringen müßte. Aber zum
 Schluß tat er es und legte ganz behutsam, wie Abschied
 nehmend, den lieben Heiland in seinem Perlenkranz
 wieder hin, so wie sie den kleinen Hügel gefunden hatten.
 Das Kindergeächsel blieb ernst und bestürzt, und
 den ganzen Tag über war es ein stiller kleiner Ehen.
 Beim Abendgebet brachen die Tränen hervor: „Mutti, er
 friert!“
 „Ich glaube nicht, Gott behütet ihn schon, und wenn
 es Frühling ist, pflücken wir einen schönen Blumenstrauß
 und bringen ihn dem lieben kleinen Heiland in sein
 schönes Gärtchen!“

Allerlei Basterei

Für geschickte Mädchenhände

Ihr habt gewiß schon alle gesehen, daß geknüpfte
 Gürtel viel getragen werden und sehr hübsch aussehen auf
 hellen und dunklen Kleidern. Wir wollen heute einmal
 versuchen, uns einen solchen praktischen und schönen Gürtel



selbst zu knüpfen. Und sicherheitsshalber können wir ja
 gleichsam als Probe zunächst einmal eine winzige Aus-
 gabe davon für das Puppenkind arbeiten.
 Die Arbeit ist leicht bewerkstelligt, wenn wir uns recht
 genau die Vorlagen anschauen. Daraus geht hervor, daß
 wir zum Anfang einmal einen starken Faden brauchen,
 über den wir vier alleblauge Fäden hängen, so daß alle

Enden gleichmäßig unten abschließen. Als Material wer-
 den wir für die Puppe wohl einaches, buntes Pergarn
 verwenden. Für den eigenen Gürtel müssen wir dann
 naturfarbendes Garn, auch Bast oder waschechte Fäden
 benutzen.
 Wie die Fäden miteinander verschlungen und ver-
 stotet werden, zeigt unsere Vorlage viel besser, als sich
 das mit Worten erklären läßt. Ihr müßt darauf achten,
 gleich zu Anfang möglichst keinen Fehler zu machen, sonst
 kommt die ganze Sache in Unordnung. Bild 3 und 4
 zeigen schon die Anfänge eines kleinen Lochmusters, das
 auch höchst einfach herzustellen ist.
 Wenn der Streifen fertig geknotet ist, wird eine
 Schnalle am Anfang mit jenem Faden befestigt, über den
 die ersten Fäden gelegt wurden. Jetzt der Gürtel das
 Bestreben, sich zusammenzurollen, so müßt ihr die Mutter
 bitten, das hübsche Machwerk mit einem Stärkebrei steif
 zu machen!

Wollen wir mal laufen?



„Warum muß ich denn jeden Tag gebadet werden,
 Mutti?“
 „Damit du immer sauber bist, Sabli!“
 „Kannst du denn nicht einfach an mir Staub wischen,
 Mutti?“
 *
 Nachdem die Lehrerin die Abwesenheit Gottes er-
 klärt hat, fragt sie die Kleinen: „Also, wenn ihr gleich
 in der Pause alle auf dem Schulhof seid, wer ist dann
 bei mir?“
 Der kleine Fritz: „Der Herr Lehrer von der
 zweiten Klasse, Fräulein!“
 *
 „Tante, hier hast du eine Mücke, mach mir mal
 daraus einen Elefanten!“
 „Das kann ich doch nicht!“
 „Doch, Papa sagt, das machst du immer!“
 *
 „Fritz, du kommst ohne Schulmappe? Wie würdest du
 wohl einen Soldaten nennen, der ohne Tornister in den
 Krieg zieht?“
 „Einen General, Herr Lehrer!“
 *
 Tante Gretchen ist bei Lehmanns zu Besuch. Der
 kleine Dieter geht, das Spielgewehr auf der Schulter, um
 sie herum.
 „Dieter, warum marschierst du denn immer um mich
 herum?“
 „Ich bewache dich, Tante, Vater meinte, du könntest
 uns aekosten werden!“

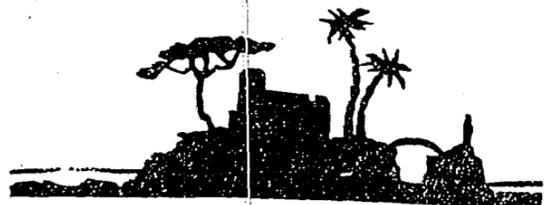
Spielplatz der Jugend

Der kleine Sven * Von Maja Plah

Der vierjährige Sven wohnte in einem schönen hellen Hause, umgeben von einem großen Garten. Hier spielte der kleine Sven gern und viel. Er kannte jeden Winkel. In einem Busch hatte er sich seine Wohnung zurechtgemacht. Von außen konnte man da gar nicht hineinsehen. Auch war das Häuschen viel zu klein für die großen Leute; doch Mutti kannte es, denn sie hatte ihn besucht. Freilich konnte nur ihr Kopf hineinspazieren, aber das war doch schließlich die Hauptsache. Sie konnte alles sehen und bewundern, und nachher, wenn sie ganz allein waren, erzählten sie einander von ihrem Geheimnis.

Wie schön war es auch, auf den hohen Bäumen im Garten zu sitzen. Auch über den Gartenzaun konnte man sehen, weit hin auf all die schönen Sachen, die man nicht so genau kannte. Denn Mutti erlaubt nicht, daß Sven allein aus dem Garten ging. Aber ein paarmal war die Verfassung zu groß geworden, und er war doch ein Stückchen hinausgeschlüpft, dann allerdings ganz schnell wieder zurückgelaufen, so daß niemand etwas gemerkt hatte.

Eines Tages sah Sven wie gewöhnlich in seinem Baum und überlegte, was er nachmittags tun wollte. Mutti hatte gesagt, daß sie in die Stadt fahren müsse.



Heimat

Am blauen Meer hab' ich das Glück gesucht,
Wo Palmen und Mimosen blühen;
In einem weißen Haus, versteckt
von dunklen, flüsternden Zypressen,
Mit Gärten, die da hängen
über steinigem Gestein
Herab zur Bucht mit ihrem Wellenschlag.
Und weiße Vögel fliegen durch die Sonne,
Und weiße Segel ziehen übers Meer.
Fern schimmern violette Berge,
Und abends, wenn die Dämmerung
Dann fällt, tönt irgendwo
Müd' und verloren
Schwerenmütige Musik — — —
Das war ein Traum . . .
Ich habe dieses Glück niemals gefunden.
Ich suchte falsch —
Es lag so nah!

Elga Reppelin.

Soffentlich ließ die gute Titti in der Küche ihn in den Garten. Es war zwar sehr kalt, aber er durfte ja sonst auch hinausgehen. Dann wollte er in jenen anderen großen Garten gehen, wo die Tore immer offen stehen. Er mußte dann erst am kleinen Kapellchen vorbei. Wenn die Tore immer offen stehen, heißt es doch: komm hier herein! Etwas Unrechtes konnte es also nicht sein, hineinzugehen.

Wie nun Mutti weggegangen war, machte Titti die Tür auf und Sven sprang hinaus in den Garten. Sie ermahnte ihn, artig zu sein. Titti hatte viel in der Küche zu tun und konnte nicht recht auf ihn aufpassen. Das wollte Sven, und so vermochte er ungestört seinen Plan auszuführen. Erst machte er das Gartentor auf, klemmte etwas dazwischen, damit es aufbliebe und nicht zuschnappte. Und nun ging er ganz mutig geradeaus, und dann am Kapellchen vorbei, ein bißchen den Berg wieder hinauf bis zu dem großen, offenen Tor.

Ebens Augen waren ganz rund vor Spannung, was wohl jetzt kommen werde! Ach, wie schön war es hier, viel, viel schöner, als Sven es sich je hatte vorstellen können! Ein Gärtchen lag neben dem anderen, manchmal waren es auch Hügel. In und auf den einzelnen ständen schöne, große Steine mit Kreuzen und wunderschönen goldenen Buchstaben. Im Sommer gab's hier wohl auch Blumen, aber jetzt waren sie alle fort, und das dürre Laub bewegte sich tanzend im leichten Wind.

Sven ging von einem kleinen Garten zum anderen. Dann blieb er ganz still stehen. Was war das wohl, das in dem kleinen Garten lag? So etwas Schönes hatte Sven noch nie gesehen. Schwarze und weiße Perlen waren zu einem Kranz zusammengefügt. Sie glitzerten so schön! Ob jemand den Kranz dort wohl vergessen hatte?

Ganz nahe ging Sven heran, setzte sich neben dem Kranz auf den kleinen Hügel und betrachtete ihn. Er konnte sich an der Schönheit nicht satt sehen. Und nun entdeckte er, daß die Perlen ein Glasmedaillon umrahmten! In der Mitte des Medaillons war aber das Aller Schönste, ein Bild aus Silber vom lieben Gott, unserem Heiland!

Kleine Kinder sehen nicht nur mit den Augen, sondern auch mit den Händen, und so fing Sven an, das schöne Bildwerk zu betasten. Aber ganz erschrocken zog er die Händchen zurück, der kleine Heiland war eiskalt! Nun, kein Wunder, wenn man ihn hier draußen vergessen hatte. . . . Rasch stand Sven auf, nahm den lieben Heiland mit seinem wunderschönen Perlenkranz in die Hände und ging wieder nach Hause.

Er kam glücklich durch das Tor, es war nicht zugeschnappt, und hinauf in sein Kinderzimmer. Hier hatte er einen Kasten, in dem er mit verschiedenen Nippesachen, Affen und Decken ein warmes Nest für den lieben Heiland zurechtmachte. Dann deckte er ihn mit seinem Halstuch zu, und damit er auch ja nicht frieren sollte, legte er noch seine schönen, roten Pantoffel darauf. So, nun das kleine Bett unter Svens Bett geschoben! Nun konnte der liebe Heiland recht schön mollig schlafen. Er brauchte nicht mehr zu frieren.

Am nächsten Morgen, als Mutti ihrem Jungen beim Anziehen half, plauderte er, wie gewöhnlich, recht viel und fragte allerlei. Auch wollte er wissen, ob der liebe Heiland wohl friere. Dies war für Mutti schwer zu beantworten.

daß die Kleine so in Angst und Schrecken zu versetzen schien. Er fragte nach Land und Leuten, nach dem Stand der Wirtschaft; dabei. Und was dergleichen mehr das kleine Mädchen interessieren konnte.

Im Innern war es Mac Lean nicht ganz behaglich zumute. Er mußte beizeiten abbremsen. Zuerst hatte er ja ganz absichtlich einen kleinen Flirt mit dieser hübschen jungen Kate angefangen. Wußte man doch, daß man viele kriminalistische Geheimnisse am schnellsten löste, wenn eine Frau einem dabei behilflich war. Aber daß sich diese kleine Kate ernstlich in ihn verlieben sollte, wollte er auf keinen Fall. Mac Lean war ein Mensch, der im Verurteilt hatte, sehr hart zu sein, wenn es nötig war. Er hatte Verbrecher der Justiz überliefert, ohne daß ihm auch nur das geringste Empfinden des Mitleids überkommen wäre. Frauen gegenüber aber war er von einer geradezu lächerlichen Weichheit, wie er sich selber oft sagte. Wenn er es irgend vermeiden konnte, kriminalistische Fälle aufzuklären, an denen Frauen besonders beteiligt waren, so tat er es. Er hätte sich vielleicht auch des Falles Friedrich Vorgloß nicht so angenommen, hätte er gewußt, daß die Spuren zu einer Frau hinweisen würden.

Dies kleine Mädchen hier aber sollte nicht etwa ihr Herz an ihn hängen und durch ihn Kummer haben. So bemühte er sich denn, sehr freundlich, aber doch mehr väterlich zu sein. Und die Kleine, beglückt, mit einem so netten, vertrauensverweckenden Menschen plaudern zu können, empfand den feinen Unterschied zwischen vorhin und jetzt nicht.

So verging die Zeit sehr schnell. Nach zweiftündiger Fahrt durch die liebliche Hügelandschaft war man auf der kleinen Landstation Lomington angelangt.

Mac Lean half Kate Both ritterlich ihren Koffer heraustragen.

„Und wo geht's nun hin, Miß Kate?“

„Da steht unser kleiner Wagen, Mister Archie.“ Kate deutete auf einen laubfroschgrünen kleinen Ford, der gegenüber dem Bahnhof wartete. „Und das ist Bob, mein Bruder.“

Sie winkte lebhaft einem jungen Burischen von fünfzehn Jahren zu, der vor dem Auto stand. Jetzt kam er in langen Jungenshritten auf die beiden zu, sah mit Erstaunen und etwas mißtrauisch auf Kates Begleiter.

„Guten Tag, Bob!“ Kate gab dem Bruder einen Aufschlag. „Sieh mal, dies ist Mister Archie, der hier in der Umgegend als Monteur zu tun hat. Er will bei uns im Gasthaus wohnen.“

„Er freut, Sie zu sehen!“ sagte Bob Both und schüttelte Mac Lean freimütig die Hand.

„Gleichfalls sehr erfreut, Mister Bob.“

Der frische Junge gefiel Mac Lean auf den ersten Blick. Er hatte etwas Kluges, Waches in den Augen. Wer weiß, ob man ihn nicht irgendwie brauchen konnte?

„So, nun steigen Sie bitte ein, Mister Archie.“

Bob öffnete die Tür des Autos. Mac Lean half Kate hinein, und der kleine „Laubfrosch“ rollte davon. Er ging zwar ein wenig fuderig und schien ein uraltes Modell zu sein; aber Bob wandte sich vom Führersitz stolz um und sagte:

„Keine Limousine — was?“

„Sehr fein!“ lobte Mac Lean. „Ich bin noch nie so gut gefahren.“

Die Fahrt ging aus dem kleinen Städtchen hinaus auf die Landstraße. In der Ferne sah man eine kleine Ortschaft liegen. Eine Kirche grüßte herüber — weiße Häuser mit roten Dächern leuchteten in der Sonne.

„Das ist Lomington!“ Bob wies in die Ferne. „Die Bahnhstation liegt ein ganzes Ende von uns. Darum ist es auch mit dem Publikumsbesuch nicht so sehr gut. Wer dein Auto hat wie wir“ — er sah sich stolz um — „der kommt schwer an Lomington heran.“

Das Gasthaus „Zur weißen Dose“ lag gleich am Eingang des Dorfes. Es war ein altertümliches, Gebäude.

niedrig und behaglich. Die weißen Mauern, vollkommen überwuchert von Efeu und Kletterrosen.

Das Ehepaar Both, freundliche, ruhige Leute, stand vor der Tür und winkte schon von weitem Kate fröhlich zu.

„Guten Tag, Vater! Guten Tag, Mutter!“ rief Kate. „Da bin ich nun wieder heil und gesund. Und bringe euch gleich einen Gast mit.“

Sie stellte Mister Archie, wie sie ihn unbefangen nannte, ihren Eltern vor und erklärte den Zweck seines Hierseins.

Herzlich bewillkommnet von den freundlichen Leuten, ging Mac Lean mit ihnen hinein in das Gasthaus. Man zeigte ihm ein hübsches Zimmer im ersten Stock. Es war einfach, aber sauber eingerichtet und hatte eine schöne Aussicht auf das grüne Hügelland.

Mac Lean wusch sich und ging dann hinunter, zum Essen.

Umziehen kann ich mich ja nun leider nicht!, dachte er lächelnd. Aber Kate schien ich ja auch so recht zu sein.

Bei dem Mittagmahl, das er auf seine Bitte mit der Familie zusammen einnahm, hatte Mac Lean Gelegenheit, unauffällig alles zu erfahren, was ihn interessierte. Und gleich nach Tisch sagte er:

„So, nun will ich mal gleich herüberfahren nach Middleford, um mir meine Arbeit anzuschauen. Bekommt man hier irgendwo ein Motorrad geistlich?“

„Soll ich Sie vielleicht mit unserem Packard herüberfahren, Mister Archie?“ fragte Bob dienstfertig.

Mac Lean erschrak. Dieses Anerbieten paßte ihm gar nicht so recht in den Kram. Er mußte erst einmal allein das Terrain sondieren. Zum Glück erinnerte Mister Both ihren Sohn daran, daß er ja für heute eine Geflügellieferung für London zum Bahnhof zu bringen hätte.

„Das tut mir leid“, sagte Mac Lean. „Ich hätte mich natürlich gern von Ihnen fahren lassen, Mister Bob. Aber wenn Sie einen Motorradhändler wissen, der mir ein solches Gefährt anvertraut, dann geht es ja auch.“

„Da müssen Sie zu Sandning gehen, Mister Archie. Er wohnt fünf Häuser von uns entfernt. Der verleiht Motorräder.“

„Aber kommen Sie nicht zu spät wieder!“ mahnte Kate lächelnd.

„Bestimmt nicht, Miß Kate. Es wird ja heute noch nichts mit der Arbeit werden — muß mal erst Umschau halten.“

Bei Mister Sandning bekam Mac Lean nach einigem Hin- und Herhandeln ein einigermaßen gutes Motorrad. Es schien allerdings im Alter der Konstruktion dem grünen Laubfrosch von Bob Both nichts nachzugeben. Aber Mac Lean hatte schon auf den ungewöhnlichsten Wehkeln geessen. Bald ratterte er davon und war schnell auf der Landstraße. Statt aber links nach Middleford einzubiegen, fuhr er rechts, bis er an einem kleinen Wäldchen angelangt war. Er hatte die Karte bereits dabei eingehend studiert. Sein Ziel war Black Castle. In ungefähr einer halben Stunde mußte er es erreichen. Er durchfuhr in mäßigem Tempo die Forrey Hills. Kate hatte recht. Es war wirklich eine reizende Landschaft hier. So recht zum Träumen und Sichausruhen! Aber dazu hatte er keine Zeit. Es galt, sehr schnell hinter das Geheimnis, das ihn beschäftigte, zu kommen.

Black Castle lag inmitten eines kleinen Wäldchens. Eine hohe Mauer aus Sandstein umschloß es von allen Seiten. Man sah von dem Gebäude selbst hier von der Landstraße aus nichts. Nur ein Turm ragte hoch über das burgartig gelagerte Gebäude hinweg. Dieser Turm hatte drei vergitterte Fenster, die dunkel und lichtlos ins Land hinausliefen.

Fortsetzung folgt.

Der Fischer und das Mädchen

Von Erich Trebor

Der Fischer Olaf Hansen war ein mürrischer Gesell, feiner im Dorf wollte mit ihm etwas zu tun haben Wenn er, breitschultrig und sternadig und daher von allen gefürchtet, durch die Gassen ging, wich man ihm aus.

Seine größte Sünde in den Augen der Dörfler aber war, daß er die Kirche mißte; denn Seelente, die Tag und Nacht mit den Gewalten der Natur zu kämpfen haben, sind gläubige Christen.

Die alten Weiber munkelten etwas von „vom Teufel besessen“, und die jungen Mädchen hatten Spottnamen für ihn, niemand aber wagte es, offen ihn zu beschimpfen, denn Olafs Häute waren groß und hart.

Kam er in die Dorfkneipe, so herrschte eisiges Schweigen. Vom Stammtisch erhob sich der alte Käpten Thoms, der schon fünf Jahrzehnte auf See fuhr, warf einen bezeichnenden Blick auf den Fremden und meinte: „Ich muß mal schnell nach meinem Boot sehen“, und auch die anderen hatten es plötzlich eilig.

Der Wirt sah Olaf Hansen lieber gehen als kommen, denn er vertrieb die besten Gäste, aber ihm das Lokal verbieten? Nein, dazu taten ihm seine gewiß auch nicht zarten Knochen zu leiden.

Ganz am Ende des Dorfes, in einem halbzerrfallenen Haus, wohnte der Hansen, er hauste einsam wie sein ganzes Leben war. Die schmucken Mädchen, die sonst gerne die rauhen Gestalten der jungen Fischer mit den Blicken verfolgten, sahen an ihm vorbei.

Alle bis auf eine! Bis auf Gisela Grothe, eine Waise, die sich mit ihrem fünfzehnjährigen Bruder Klaus schlecht und recht durchs Leben schlug. Sie half in den Käten, wenn die Frauen im Wochenbett lagen, flüchte Nege und machte sich auch sonst überall nützlich. Man sah sie und ihren Bruder überall gern.

Ihr achtzehnjähriges Herz gehörte ganz dem von den Dörflern Gemiedenen, doch sooft sie auch versuchte, ihm „zufällig“ zu begegnen, Olaf Hansen sah sie nicht.

Eines Tages war der Fischer verschwunden, man atmete auf, doch nach acht Tagen war er wieder da mit einem neuen Kutter; fast doppelt so groß wie der alte.

Am Abend in der Kneipe ging er zur Theke und rief den Wirt: „Du, Peter, wenn du mal was hörst, ich brauche für mein neues Boot einen strammen Jungen, denn nun kann ich nicht mehr alleine fahren!“

Der Wirt nickte: „Gut, Olaf, ich werde mal rumhören!“ Kein Mensch wollte davon etwas wissen. Den Jungen auf den Kutter des Finsterlings, des Gottlosen? Niemals!

Die Rundfrage kam auch zu Gisels Grothe. Am nächsten Morgen ging sie zu Olaf Hansen ins Haus. Der öffnete: „Die Gisela Grothe?“

„Ja, Olaf Hansen, ich hörte, daß du für dein neues Boot einen Jungen suchst, willst du es mit meinem Bruder Klaus versuchen?“

„Mit Klaus Grothe? Ein strammer Bursche, warum nicht! Er soll morgen früh um fünf am Steg sein!“ Die Tür fiel ins Schloß. Ein unböhmischer Kerl! Gisela Grothe schüttelte traurig den Kopf.

Die alte Stine vom Hafen hatte sie gesehen, bald wußte es das ganze Dorf: die Gisela war bei Olaf Hansen! Man wisperte, machte ihr Vorwürfe. „Was wollt ihr? Ist Olaf Hansen kein tüchtiger Fabrikant?“

Das Gegenteil konnte man natürlich nicht behaupten, aber

„Er geht nicht in die Kirche? Wißt ihr denn warum? Er wird schon seine Gründe haben!“ Und dabei blieb es.

Olaf Hansen wurde ein guter Lehrmeister, wenn er auch mürrisch und kurz angebunden war. Jrgendein freundliches Wort kam nie über seine Lippen.

Wochen waren vergangen, an einem Sonnabend war die ganze Fischerflotte weit draußen, da zog plötzlich ein schweres Wetter herauf. Eilig wurden die Netze eingezogen, wurde die Heimfahrt angetreten.

Im Dorf herrschte Unruhe, man lief zum Hafen und wartete auf die Männer, Gott sei Dank, da kamen sie schon. Die See hatte inzwischen welche Schaumkämme bekommen. Sechs — sieben — zehn Boote konnte man zählen. Dann achtzehn — zwanzig. Es fehlten noch drei! Immer stärker wurde der Sturm, man sah die letzten Fischer die Segel reffen. Dann erschien am Horizont noch ein Segel und noch eins! Es fehlte also ein Boot!

Allmählich konnte man die Nummern der beiden letzten unterscheiden. Nummer elf — Fischer Käpten, Nummer 8 — Knut Hatse. Boot auf Boot kam an den Landungssteg; die Frauen nahmen die Leinen auf und legten sie fest.

Nur eine stand noch und sah hinaus — Gisela Grothe — Nummer fünfzehn fehlte! Olaf Hansens Boot mit ihrem Bruder Klaus!

Draußen war alles grau in grau, schwere Wöden jagten heran. Im Hafen krachte ein Mast herunter, das Segel fiel zu langsam.

Und von dem Boot fünfzehn keine Spur! Die Fischer kamen heran. Dort stand ja Gisela Grothe, sie sahen zum Hafen, richtig, das Boot des finsternen Olaf fehlte ja!

Einige stellten sich zu ihr. „Er wird bald kommen, er war sehr weit draußen, denn mit dem neuen Boot konnte er es wagen!“

Er konnte es wagen — mit dem neuen Kutter, aber mit ihrem Bruder Klaus?

Eine lange Viertelstunde verging. Der Sturm riß die am Strand Stehenden fast um. „Da kommt er!“ Käpten Thoms war es, der es rief, seine seegewohnten Augen hatten zuerst in den Wellenbergen das kleine braune Segel gesehen.

Würde er es schaffen? Der Kutter kam näher. Deutlich sah man jetzt, daß das Segel weit gereißt war, am Mast stand einer, der andere sah am Steuer. Jrgend etwas schien am Segel nicht in Ordnung.

Ein Aufschrei Giselas! Das Boot hatte sich stark auf die Seite gelegt, der Mann am Mast war verschwunden. „Das Rettungsboot!“ Eilig stiegen die Männer zum nahegelegenen Schuppen. Die Sirene heulte durch das Brausen des Sturmes.

Das Boot in der hochgehenden See wurde gegen den Wind gedreht. Man sah eine große Gestalt an der Reling, jetzt war sie ins Wasser gestürzt. Gisela schlug die Hände vors Gesicht.

Zwölf Mann schleppten das Rettungsboot auf dem Karren heran, legten Rorkwesten an und stießen den Kutter in die See. Mehrmals wurde er zurückgeworfen. Endlich kam er frei. In den Wellen waren zwei Punkte zu sehen. Ob er es geschafft hatte?

Das Rettungsboot war etwa fünfhundert Meter von dem Ufer entfernt, man sah, wie die Männer sich in die Kiemen legten.

Das Heulen der Sirene hatte die ganze Bevölkerung an den Strand gerufen, man sprach auf die Verzweifelte ein und versuchte sie zu trösten.

Das Boot in der See hielt jetzt mit den Riemen im Wasser. Eben zogen sie jemand in das schützende Innere. Die Retter wendeten. Alles lief ans Ufer. Das Rettungsboot fuhr auf. Von der ersten Ruderbank erhob sich eine riesige Gestalt. Olaf Hansen trug in seinen Armen den ohnmächtigen Klaus Grothe. Er hatte ihn im letzten Augenblick dem Tode entzissen und festgehalten bis die Retter kamen.

„Hier ist dein Bruder!“ Er legte den Klaus sanft vor Gisela in das Gras, dann drehte er sich ohne ein weiteres Wort um und ging aufrecht zu seinem Haus.

Die Dörfler sahen ihn nach, er war doch ein ganzer Kerl, dieser Olaf Hansen, wenn er auch nicht in die Kirche ging.

Am nächsten Tag läuteten die Kirchenglocken nochmal so freudig, das ganze Dorf zog ins Gotteshaus, denn

keiner war dem Verheerenden Sturm zum Opfer gefallen, und da hieß es Gott danken.

Die Orgel setzte ein, da entstand eine Bewegung, ein Raunen ging durch die Reihen, durch das Kirchenportal schritt der große Olaf Hansen, setzte sich neben Gisela Grothe und faltete die Hände, denn eben sprach der Pfarrer das Gebet.

Olaf Hansen wurde bald der Liebling des ganzen Dorfes. Es kam wie es kommen mußte, Gisela Grothe wurde seine Frau.

An einem Abend sah er in der Kneipe am Stammtisch, niemand ging nun mehr „einmal nach dem Boot sehen“. Da fragte ihn der alte Käpten Thoms: „Sag mal, Olaf, warum glingst du früher niemals in die Kirche?“

Aber das Gesicht des Fischers glitt ein wehmütiges Lächeln: „Ich verlor meinen Vater auf See, Ihr wißt, daß meine Mutter tödlich verunglückte, da verlor ich den Glauben an einen gerechten Gott. Als aber in dem Sturm der Klaus über Bord ging und ich ihn retten konnte, da wußte ich, daß es doch noch einen Herrgott dort oben gibt!“ Der alte Seebär Thoms reichte ihm ergriffen die Hand. „Gut so, mein Jung!“

Die kleine Medaille

Eine Kindergeschichte von Lorenz Strobl.

Wie ausgestoßen vertrieb sich das windschiefe Weberhäusl in einem Bauerhölzl an der Gemeindegasse. Nur lichtscheues Gesindel, Straßenfahrer und Vaganten fanden zur Hütte, wechselten ihre Diebesfächer gegen Bier und Schnaps, stuchten und sossen in der Glendshöhe nächstelang.

Es war nicht immer so gewesen bei den Weberseuten. Mit der Not wuchs das Laster in der Hütte. Langsam, wie rankendes Unkraut auf dem Dürranger.

Ist ein Bauernmensch mal auf einen Irrweg verschlagen, findet er selten zurück, und ungeschriebene Dorfrechte strafen härter als Gesetz und Zuchthaus, geben weber Bohn noch Arbeit. Da rücken die Nachbarn am Bletisch ab, zwingen ihn selbst aus dem Kirchstuhl. Es ist kein Platz für einen Irrgänger in der Dorfgemeinschaft.

Mitten in das Glend schrie sich das Weberhölzl hinein. Menschenscheu und Menschenhaß hatten sich vom Mutterblut in seinen Leib verpflanzt wie der Holzwurm im Dachgebälk. Es war eine harte Jugend für das Bübl, das unter Sünd' und Lüg' ins Leben wuchs. Ins Lumpenleben. Kaum achtfährig, hob der Bub den Bäuerinnen die Eiernecker aus, stahl das Rauchspleiß aus den Kammern, das Schmalzgold aus den Fischschubladen.

Wie ein verprügelter Hund duckte er sich in die letzte Schulbank. Hatte den Platz sich selbst gewählt, weilab von den anderen Kindern. Grinsend verstockt in sich hinein. „Könnt mir doch all' nit an ... habaha ...!“

Auf dem Schulweg ging er seine eigenen Steige. Quer über Wiesen, Äcker, Felderbreiten. Wurde mit Prügeln und Steinen zurückgetrieben wie ein versprengter Wildschaf, wenn er bei Sturm und Hagelwetter die harte, feste Straße suchte.

„Bist und bleibst der Lumpenbub ... Mach dich quitt ... Fluch raus das Weh, bevor es dir das Herz abstößt ...!“

Das letzte Restchen Liebe der kleinen Kinderfeste erstreckte in riesengroßem Haß.

Von den Bergen kam der Föhn zu Tal, schluckte den Schnee in einer Nacht und verbüßte sich in dem Eis der kleinen Tümpel.

Zum letztenmal tollten die Bauerububen und Dirndl auf dem Weh, glitschten und stitschten mit den harten Nagelstiefeln über den glatten Spiegel.

Fernab im Föhrenschlag, hinter einem Busch versteckt, stand der Weberbub und sah mit großen Augen zur Kinderfreude hinüber. Dann rannen auf einmal die Tränen ohne Unterlaß. Da half kein Kluchen und Zähneknirschen.

Ein geller Wehschrei! Des Müllers Hans brach durch das morsche Eis,

schlug mit Händen und Fäusten auf die berstenden Schollen. Wenige Minuten nur. Tauchte erschöpft unter die Trümmer. Die Kinder flohen auseinander. Des Kameraden Not wurde ureigste Not, und die vergißt und kann nicht helfen. Über den Sturzacker rennt der Lumpenbub dem Wehler zu, wirft den Kränzen ab und springt ins Wasser. Tauchen und grunbeln hat er beim Karpfenfischen gelernt. Den Gesunkenen faßt er beim Schopf. Kämpft sich an die Oberfläche. Kraucht sich im Eis die Finger wund. Bricht wieder durch. Schreit um Hilfe. Taucht nochmals unter. Kraucht eine Viertelstunde im eisigen Wasser für den Müllersbuben mit dem Tod.

Es wären wohl beide ertrunken, wenn nicht im letzten Augenblick der Kamerad sich gerettet hätte. Der trug den halbstarren Müllersbuben in den nächsten Hof.

Und der Lumpenbub ...

Der wurde ganz vergessen. Starnte noch eine kleine Weile dem Geretteten nach. Stang mit blauen Fäusten das Eiswasser aus dem dünnen Föpsl, den zerschlossenen Hosen. Taumelte heimwärts. Duckte sich verstohlen um die Hütte. Kroch durch die zerschlagenen Fensterscheiben in den Ziegenstall. Bergab sich tief im warmen Heu. Wartete zitternd auf des Vaters Schimpf und Schläge. Dort fand ihn am späten Abend die Mutter fiebernd, stöhnend, todfrank. Und dann fand zum erstenmal die Sonne zum Weberhäusl.

Der Müller brachte mit dem Arzt dem Bublen seinen heißen Dank. Der Pfarrherr und der Lehrer folgten nach. Ehen brachten die Bäuerinnen Schmalz- und Butterweden auf ihrem Kirchgang in die Hütte. Beileibe nur fürs Bübl.

Mit einemmal fühlte das ganze Dorf die große, tiefe Schuld, in der es bei den Weberseuten stand.

Der Weber sagte zu, ohne Dank und Gruß. Oft kommt das Verzeihen zu spät im Leben und trägt sich dann härter als der tiefste Haß.

Stumm und ohne Tränen hockten die Lumpenleute auf der harten Bettkante bei ihrem fiebernden Bublen. An die trüben Fensterscheiben der Krankenstube drückten sich die Dorfkinder ihre Näseln breit. Legten geschüttelte Weidenpfefsen, Holunderbüschel und Weitschenschnüre auf die Fensterbank für ihren armen Kameraden.

Kinderliebe ist furchtig und schen. Erst nach Wochen wagten sie sich in die Kammer. Sagten kein einziges Wort. Falteten nur still die Hände wie vor dem Hochaltar in der Dorfkirche vor dem hageren, glotzten Bubengesicht in den rufsernen Klissen. Schlüchzen auf den Zehenspitzen durch den finsternen Gang. Wagten auf dem Heimweg nur im Klüßerton zu sprechen.

Da brachte der Briefbote, und das war ein seltener Gast im Weberhäusl, eines Tages ein kleines Päcklein in die Stube. Eine kleine Medaille lag darin. Die Rettungsmedaille mit einem Lob- und Dankeschreiben. Des Bublen Augen wurden groß und rund.

In die fieberheiße Hand legte der Arzt das kleine Ehrenzeichen.

„Darfst stolz sein, Bübl ... darfst nit sterben ...!“ Der Kleine richtete sich in den Klissen auf.

„Und ... und das gehört mir ...?“

„Dir ganz allein ...!“

„Und hat so großen Wert ... etwa gar so viel wie die Kreuzl, die unsere Krieger tragen ...?“

„Für ein kleines Bübl noch viel mehr ...!“

„Und die Leute dürften nimmer auf uns schimpfen ... Die Kinder mich nimmer schlagen?“

„Stolz werden sie sein auf ihren tapferen Kameraden!“

„Und Mutter und Vater können wieder ins Dorf, bekommen Arbeit, und ich brauch nimmer — nimmer —“

Da schoß das hellste Wasser dem Bublen in die Augen. Das kleine Wort „stehlen“ würgte ihm fast das Herz ab.

„Läß, Bübl, laß! Nun ist wieder alles gut.“

„Vater — Mutter — alles ist wieder gut!“

Mit der kleinen Medaille in der fieberigen Faust schlief das Lumpenbübl in die Gesundheit, in ein neues Leben hinüber.

Als große Feuerfugel stand die Sonne grad mitten über der alten, windschiefen Weberhütte.